Haus und Welt

Wellenkreise

Wirf in den Weiher einen Stein,
Es braucht kein Diamant zu sein.
Ein Kiesel tut es, ein Granit,
Sieh, wie er weite Kreise zieht.

Und tausend Ringe fluten nach
Und drängen aufwärts bis zum Bach,
Sie branden an den Uferrand
Und netzen rieselnd Gras und Sand.

Herrgott, in mich wirf einen Stein,
Es braucht kein Diamant zu sein,
Nur triff mein Herz mit aller Kraft,
Daß es sich reißt aus dumpfer Haft,
Auf daß ich deiner inne werde
Und Wellen trage durch die Erde.

1812

Von Anton Steininger.

Die Dämmerung war nun endlich doch gekommen. Nur mehr ganz undeutlich hoben sich die Umrisse des großen Gutshofes von der schneebedeckten Ebene ab. Der Mann, der sich wie ein Dieb aus der Streuhütte am Waldrand schlich, fluchte. Verdammter Krieg, das! Man war kein Soldat mehr, nicht einmal ein Mensch, nein, nur ein verzweifeltes, zu Tode gehetztes Tier. Mon dieu! Fast wollte er, der Kosak hätte besser getroffen, damals, als er für tot liegen geblieben war, mit dem Hieb über den Kopf. Wenn nur der Hunger nicht wäre.

Vorsichtig hinter die Alleebäume geduckt, schleicht er sich an den Gutshof heran. In der Toreinfahrt hält er Umschau. Da, keine zehn Schritte weiter im Laubengang, der den Hof umsäumt, stehen auf langen Stellagen blanke Schüsseln mit Milch. Wenn nur die Hunde nicht bellen, und wenn, lieber erschlagen sein von einem Knechteknüppel, als dieses Leben. Zitternd faßt er nach der nächsten Schüssel. Welch ein kostbarer Trank. Er trinkt, trinkt in langen Zügen, bis das Labsal zur Neige ist.

Eine Stimme macht ihn aufschrecken, eine spöttisch klingende, helle Frauenstimme, in der etwas wie Bewunderung liegt: „Ah quel Filou!". Es ist seine Muttersprache, aber er hört nur, daß es ein Weib ist und keiner der Knechte, und dankt Gott dafür. Er reißt sich herum und da steht sie, herrisch die Reitgerte zwischen beiden Händen biegend, rassig in ihrer kurzen, pelzverbrämten Jacke und den Stiefelchen, die vom feinstem Leder sind. Er klappt seine Fersen zusammen und nennt mit kavaliermäßiger Verbeugung seinen Namen:

„Capitän Fournier; gezwungen, zu stehlen oder zu verhungern!" Mit Wohlgefallen mustert sie ihn, der blaß, aber stolz erhobenen Hauptes vor ihr steht, in seiner abgerissenen Uniform, mit einem Bauernpelz über dem Küraß und fetzenumwickelten Reiterstiefeln. Ein Marodeur und doch jeder Zoll ein Offizier des großen Korsen. Leise neigt sie ihr Haupt und winkt ihn an ihre Seite:

„Monsieur, Ihr seid mein Gast!" Wie im Traum folgt er ihr ins Haus.

Ein quecksilbernes Zöfchen hat ihn auf das Gästezimmer gebracht. Ein Bad ist gerichtet, Kleider liegen bereit. Was für eine Wohltat! Er kennt sich nicht mehr im pelzverbrämten Rock, da er sich in den Spiegel schaut. Die Zofe pocht: „Die Baronin läßt bitten!" Also doch. Er hat es nicht zu hoffen gewagt.

Zwei sechsarmige Leuchter erhellen den wohldurchwärmten, kostbar eingerichteten Raum. Das Mahl ist beendet. Der Diener hat abgeräumt und nun ist er allein mit der schönen Frau.

Er kann sich nicht satt sehen an ihren dunklen Haaren und der pfirsichfarbenen Haut, die sich wunderbar abhebt vom grünen Samt ihres Kleides. Wie ein ruhender Vulkan scheint sie ihm in ihrer leidenschaftlichen Schönheit.

Seltsam leidenschaftlich ist auch ihre Art, zu sprechen und zu fragen, um dann wieder zuzuhören mit träumenden Augen, wie ein Kind, dem man Märchen erzählt. Dann spielen ihre schlanken Hände rastlos mit der goldgelben Bernsteinkette, die sie um den Hals trägt.

Sie bittet, daß er von Paris erzählt, sie war dort, kurz nach ihrer Hochzeit mit dem Kosakenhetman Platow. Sie zeigt auf das Bild über dem Kamin. Ein bleiches, grausames Gesicht über ordengeschmückter Brust. Ein Sechzigjähriger, aber ein Mann von unbeugsamer Energie. Der Franzose haßt das Bild, kaum, da er es gesehen, haßt es um der Frau willen, die mit zitternder Hand an der Bernsteinkette spielt. Er versteht ihr Spiel mit den kalten Steinen, weiß, daß es nur ein sehnsüchtiges Suchen nach Wärme und Liebe ist.

„Sie sind einsam, Baronin?" Er möchte Frage halten, kaum daß sie dem Munde entflohen. Sie schüttelt das Haupt, aber ihre Hand krampft sich in die Kette, die Schnur reißt, die Steine kollern zu Boden. Er will sie aufsammeln, aber sie wehrt es ihm. Kniend, um Verzeihung flehend, küßt er ihre Hände, doch sie zieht ihn empor und ihre Lippen finden sich in heißen Küssen.

* * *

Ihr Liebesschlaf ist tief und fest. Sie hören nicht das Trampeln der Hufe im Hofe, sie hören nicht die gebietende Stimme auf der Treppe und die Beteuerungen des alten Dieners; erst als die kleinen Fäuste der Zofe an die Tür trommeln mit dem Angstruf: „Der Herr ist da!" taumeln sie schlaftrunken auf.

Draußen ein Schrei, ein Fall und das Wimmern der Dienerin. Die Tür bricht aus den Angeln. Groß und grausam steht Hetman Platow im gähnenden Rahmen. Starr und kalt sind seine Augen. Ein Wink und dienstfertige Tartarenhände ergreifen die beiden und umschnüren sie mit Stricken bis aufs Blut. Ein Kosak höhnt die Frau: „Komm', mein Täubchen." Der Platow verzieht keine Miene.

„In den Hof mit ihnen!" befiehlt er. Dort, inmitten der Kosakenpferde, steht seine Troika. „In den Schlitten und die Tore auf!"

Hetman Platow beugt sich über die beiden. Wie zwei verschnürte Kleiderbündel liegen sie im saffianlederenen Sitz. Nur der Kopf der Frau ist frei und sie lehnt ihn an den des geliebten Mannes. Ihre Augen blicken starr in das kalte, bleiche Gesicht des Platow, als wollten sie sagen: „Und wenn du mir zehnmal das Leben schenkst, ich wähle ihn und wieder ihn." Der Hetman versteht. Sein Gesicht verzieht sich zu einem grausamen Hohnlachen und seine Rechte zeigt zum Tor hinaus:

„Dort hinterm Platower Wald liegt die Straße nach Frankreich. Viel Glück auf die Reise!" Dann richtet er sich auf: „Peitscht die Pferde!" befiehlt er.

Das Gespann bäumt sich unter den Schlägen und drängt mit angsterfüllten Augen und bebenden Nüstern nach rückwärts. Draußen im Platower Wald heulen die Wölfe. Lanzenstiche zermartern die Lenden der Tiere, Peitschenhiebe knallen nieder, fort aus dieser Hölle, hinaus in die andere stürzt das Gespann, mit wildem Ruck den Schlitten nach sich reißend.

Droben am Fenster lauscht Katja, die Zofe, angstvoll in die Nacht hinaus. Noch läuten die Schlittenglocken. Da, der Angstschrei eines Pferdes in höchster Todesangst. Das Geläute ist verstummt. Auch die Wölfe heulen nicht mehr.

Katja schlägt das Kreuz und betet.

Im Granattrichter

Vor Ypern war es gewesen.

Urplötzlich hatte das wahnsinnige Geschützfeuer ausgesetzt. Nur noch die letzten zerrissenen Nebelfetzen wogten über den Gräben und Trichtern, Hände und Gewehre wurden feucht davon.

Ferdinand Müller saß auf der Pritsche des Unterstandes. Als oben das Donnern und Krachen mit einem Male aufhörte da zuckte der schmächtige Junge erschreckt zusammen. Und einen Augenblick lang huschte die Angst in seine großen, von Hunger großen Augen — dann wurde es auch in ihm still.

Nachdenklich sah er auf die lärmenden Soldaten, die gierig den Schnaps aus dem Kochgeschirr schöpften. Ruhig faßte er nach dem schweren Helm, schnallte das Sturmband fest und griff zum Gewehr. Und während er an Betrunkenen vorüber durch den schmalen Graben schritt, wußte er plötzlich, daß er heute sterben werde. Und ohne Angst, war er fast erstaunt über die eigene Ruhe bei diesem Gedanken.

Und als dann das Signal zum Angriff gellte, war er einer der ersten, die die Böschung erklommen und mit heiserem Hurra durch den Nebel keuchten.

Tack — tack — tack — begannen drüben die Maschinengewehre.

— — — — — — — — — — — —

Als Ferdinand Müller die Augen aufschlug, sah er voller Staunen den blauen Himmel des Maitages über sich. Nur spärlich fanden sich seine Gedanken zur Erinnerung, wie ihn ein heftiger Schlag getroffen hatte — wie er getaumelt war — ohne Denken — ohne Schmerz — und wie er dann in den Minentrichter stürzte und das Bewußtsein verlor. Er tastete nach seiner Brust, fühlte, daß Hemd und Waffenrock starr waren von Blut. Und jetzt spürte er auch diese seltsame Mattigkeit. „So werde ich also sterben!" dachte er, fast zufrieden, daß ihn sein Ahnen nicht getäuscht hatte. Und während er sich vergeblich bemühlte, abschiednehmend an Heimat, Eltern, Geliebte zu denken, hörte er ein ächzendes Stöhnen an seiner Seite.

Verwundernd den Kopf drehend, bemerkte er zuerst nicht mehr, als eine blutige Hand, deren Finger sich um den Hals einer französischen Feldflasche klammerten.

„Ein Feind!" dachte Ferdinand Müller erschreckend. Sich aufrichtend, sah er erstaunt das schmerzverzerrte, bleiche Gesicht eines jungen Menschen, der gleich ihm, verletzt, in den Trichter gestürzt sein mochte. Und plötzlich verstand er auch die Worte, die immer wieder zwischen den mädchenhaft roten Lippen gurgelten. Und hastig, den eigenen Schmerz vergessend, bot er dem Feind die gefüllte Flasche dar. —

Mit leichter Neugierde besah er die blaue Uniform des dankbar Lächelnden, fühlte für einen Augenblick wieder die Bedeutung dieses Waffenrockes — dann, als sein Blick das zarte Gesicht des anderen streifte, lächelte er still und überlegen über dieses Wort: Feind. — — —

Es war still zwischen den Gräben. Tod und Schweigen. Und lächelnd blaute der Maihimmel über zerrissenen, zerfetzten Menschenleibern, die Kameraden mit schmutziger, gelber Erde bedeckten.

Auch die beiden — vergessen da unten im Granattrichter — lagen still — fühlten die Süße der Mattigkeit. Wunschlos. — Wenn ihre Blicke sich trafen, dann lächelten sie.

Und plötzlich saßen sie nebeneinander. Alles Fremde, Ferne war verloren — saßen lächelnd, schweigend und suchten emsig in ihren Taschen. Und kleine, vergriffene Photographien gingen von Hand zu Hand. — Traurig sah der Deutsche das kleine bretonische Haus, das Mütterchen mit den müden Händen, das schwarze Mädchen mit dem sinnlichen, glücklichen Lächeln. Andächtig blickte der kleine Franzose auf die Bilder des Deutschen — auf das engbrüstige Lehrerhäuschen, die Geliebte, über deren blonde Zöpfe er staunend lachte.

Der Widerhall eines Gewehrschusses klang matt zu den beiden herein. Sie schraken zusammen — sie schämten sich ein wenig ihres Eifers. Franzose — Deutscher — das war ein plötzlicher Gedanke. Und dann ein Blick. Heimat, Braut, Mutter.

Da wuchs aus dem Schatten der scheidenden Sonne die Klarheit und Erkenntnis. Und während die kleinen Bilder zusammenflatterten, legte sich die harte Faust des Deutschen um die schmale, zarte Rechte des Franzosen. „Wir Menschen!" [illegible]te Ferdinand Müller feierlich, in die Stille hinein. Und der Franzose verstand ihn und nickte mit hellen Augen. — —

— — Eine Minute später war alles vorbei. Eine Mine — kam sie von drüben oder von hüben? — hatte das Trichterloch als Ziel gefunden. — Und so war nichts mehr geblieben.

— — — — — — — — — — — — —

Wie lange wird noch — wenn Deutsche und Franzosen die Hände sich reichen — eine Mine — von hüben oder von drüben — diese Hände trennend zerreißen?

Wohltätigkeit

Von Bernhard Rehse.

In dem Planwagen des wandernden Korbflechters Arnold war der Gottessegen überreichlich niedergefallen: seine junge Frau lag mit Drillingen auf dem Stroh. Das Ereignis sprach sich herum und weckte das Mitgefühl in den Häusern der Kleinbauern und Häusler. Und manche der Frauen fand den Weg in die aufgelassene Kiesgrube am Ende des Dorfes, in der Arnold für die schwere Stunde seiner Frau Quartier gemacht hatte, und brachte eine warme Suppe für die Wöchnerin oder ein übriges Stück Kinderwäsche für die Notdurft der drei nackten Erdenbürger.

Auch Frau Süßmilch, die mit ihrem Mann über den Sonntag zum Besuch ihrer Schwester aus der Stadt aufs Dorf gekommen war, trieb die Neugier an den Planwagen. Da sie das Elend sah, wurde ihre wohlbeleibte Seele so von Mitleid ergriffen, daß sie ins Wirtshaus eilte, wo ihr Mann beim Schafskopf saß, und ihm mit einer Träne im Auge kategorisch erklärte: „Wilhelm, da mußt du etwas tun." Wilhelm, der einen Kramladen betrieb, sich aber gern Kaufmann nennen hörte, fühlte sich im Dorfe als Repräsentant des wohlsituierten Bürgertums und erwiderte würdevoll: „Ich will sehen, was sich tun läßt." Als der Schafskopf zu Ende war, ging er hinaus, knüpfte mit Arnold ein Gespräch an, versicherte ihm, daß er gern etwas für ihn tun wolle, und fragte den bedrückten Mann mit Gönnermiene, ob er einen besonderen Wunsch habe.

Den Korbflechter hatte sein Leben zu einen überzeugten Anhänger der fatalistischen Weltanschauung gemacht. Als er solche freundlichen Worte vernahm, da stand es bei ihm fest, daß der Himmel ihm die drei Kinder auf einmal geschenkt habe, damit ihm durch sie der heißersehnte Wunsch seines Lebens erfüllt würde. Die aufspringende Hoffnung machte den Wortkargen gesprächig, und er erzählte dem freundlichen Mann, sein ganzes Elend komme daher, daß er mit seiner Frau selbst seinen Planwagen ziehen müsse. Ja, wenn er ein Pferdchen hätte, dann brauchte er nicht den halben Tag sich als Zugtier abzurackern, dann hätte er die Hände frei für die Korbarbeit, und dann könne er schnell von einer Ortschaft in die andere gelangen und Geschäfte machen, und würde bald ein gemachter Mann sein. Und gerade jetzt wüßte er sich eine Gelegenheit. Das Pferdchen sei zwar schon alt, aber immerhin noch rüstig, und wenn er hundert Mark auf der Hand hätte, so wäre das Geschäft bald gemacht.

Der Kramhändler setzte eine bedenkliche Miene auf. Hundert Mark wäre heutzulage viel Geld. Aber immerhin, fuhr er, als er die betrübten Augen des anderen sah, hoffnungslos fort, er hätte gute Freunde in der Stadt, er wolle sehen, was sich machen ließe. Arnold fand, daß der Tag besser endigte, als er angefangen habe, und kroch um eine Hoffnung reicher in den enggewordenen Wagen.

Süßmilchs Freund, der Agent Vogelsbacher, war ein Mann, der schon manches fertiggebracht hatte. Dem erzählte er von den Drillingen und dem Pferdchen. Zwar könne er hundert Mark selber sehr gut gebrauchen. Aber immerhin, man müsse auch mal für einen anderen etwas tun, und dafür wäre Vogelsbacher der richtige Mann. Auch der Agent fand, daß ihm hundert Mark in der Tasche bei dem schlechten Geschäft sehr erwünscht seien. Aber geschmeichelt durch das Vertrauen, das Süßmilch in seine Fähigkeit setzte, versprach er, sein möglichstes zu tun, und erzählte seinem Freunde, dem Häusermakler Lindenschmitt, von der Not im Planwagen und der Möglichkeit, sie zu beheben. Lindenschmitt jammerte nicht minder über die schlechten Zeiten, und daß er die hundert Mark als Geschäftsmann nötiger gebrauchen könne, als so ein Korbmacher, der sich die Weiden doch stehle und infolgedessen mit hundert Prozent Reingewinn arbeite. Aber da Vogelsbacher die glänzenden Beziehungen des Maklers zu hochgestellten Persönlichkeiten ins rechte Licht rückte, so fühlte er sich veranlaßt, seine Hilfe in Aussicht zu stellen. Er benutzte den guten Vorwand, sich dem Kommerzienrat Zinzius, für den er schon manches schöne Geschäft vermittelt hatte, in Erinnerung zu bringen, und klopfte bei ihm an. Dem Kommerzienrat war eine große Spekulation fehlgeschlagen. Er fand, daß man alles tun müsse, dem kreditschädigenden Gemunkel entgegenzutreten, und händigte im Vertrauen darauf, daß der geschwätzige Makler dem noblen Geschenk die Schelle schon anhängen würde, die hundert Mark für den glücklichen Drillingsvater an den Vermittler aus. Wobei er ihm eindringlich ans Herz legte, über die Bagatelle reinen Mund zu halten.

Diese Ermahnung fiel bei Lindenschmitt auf guten Boden. Wenn keiner davon wissen soll, sagte er sich, dann braucht der Vogelsbacher auch nicht zu erfahren, daß ich hundert Mark bekommen habe. Und so erzählte er dem Agenten, daß der Kommerzienrat fünfzig Mark gegeben habe, mit dem Bemerken, für

einen Korbflechter täte es auch ein Maultier. Jeder Bauer wäre heutzutage froh, wenn er für einen alten unnützen Fresser fünfzig Mark bar auf die Hand bekäme. Sollte das Maultier aber ein paar Mark mehr kosten, so könne der Korbflechter den Rest in Raten zahlen. Weil er ihm einschärfte, keinem Menschen davon zu erzählen, da der Kommerzienrat es streng verboten habe, so sagte sich der Agent: Hält der Makler dicht, so werde ich dem Kramhändler auch ein Mundschloß anlegen. Eine Sünde ist es, so ein schönes Stück Geld dem Bettelvolk in den Rachen zu werfen. Er händigte Süßmilch sündundzwanzig Mark aus, mit dem Auftrag, sie seinem Schützling zu schicken, damit er sich einen Esel dafür kaufen solle. Sollte er aber ein paar Mark mehr kosten, so könne er ja den Rest in Raten zahlen. Der Kramhändler war auch nicht auf den Kopf gefallen und dachte: Wenn der Korbflechter durch den Agenten vom Pferd auf den Esel kommt, so kann er durch mich auf den Hund kommen. Für fünf Mark gibt ihm mein Schwager gern seinen alten Köter ab. Ein Esel ist ein störrisches Tier und geht oft nicht von der Stelle. Ein Hund aber ist immer willig und folgsam. Und wenn sich der Korbmacher daneben spannt, dann kommt er, ohne sich sonderlich anzustrengen, leicht durch die Welt. Da er aber ein gutes Herz hatte, so beschloß er, ein Uebriges zu tun, damit der arme Kerl bald zu seinem Hunde käme, und schickte das Geld telegraphisch.

Inzwischen waren aber, bis die Wohltätigkeit die Kette der Freunde auf- und abgelaufen war, ein paar Wochen verstrichen, und Arnold hatte, da ihm die Gegend keinen Verdienst mehr bot, den Standort ein paar Stunden weiter ins Land hinein gewechselt. Als ihn endlich die telegraphische Postanweisung über fünf Mark erreichte, mußte er von dem Postboten erfahren, daß die angelaufenen Gebühren infolge der hohen Kilometergelder auf 2.70 Mark angewachsen seien. Da der Postbote nicht wechseln konnte, er aber keinen Pfennig in der Tasche hatte 2,70 Mark herauszuzahlen, so schenkte er dem Postboten das Geld, um endlich vor dessen Jammer über den weiten Weg und den großen Durst, der ihn plagte, Ruhe zu bekommen.

Das Mondschaf

Von Thea Reimann.

Sie studierte Gesang, und zwar nicht als ein gewöhnliches, durchschnittlich begabtes, gesangstudierendes Haustöchterchen, von denen zwölf ein Dutzend und dreizehn eine Gesangschule bilden, sondern als einzige Schülerin eines berühmten Meisters.

Sie wohnte „möbliert, mit Familienanschluß“, der hauptsächlich darin bestand, daß die Familie, deren Anschluß sie gemietet hatte, von ihrer Wurst und ihrer Butter mitaß und einen Nachschlüssel zu ihrem Schreibtisch hatte.

Sie fühlte sich unglücklich in dieser Stadt, in die sie, nach jenem Sturze, dem berühmten Meister gefolgt war. (Dieser Sturz war das Ende einer Reihe tragikomischer Katastrophen, die aus temperamentvollen Extempores, genialen Verbummelungen und heldenmütigen Sorglosigkeiten bestanden und schließlich seine Entfernung von der berühmten Bühne bewirkten.)

Sie fühlte sich unglücklich und sagte:

„Landschaftlich ist diese Stadt doch gar nichts. Nicht einmal einen Wald hat sie.“

Was ihrer Wirtin Veranlassung gab, resigniert zu erwidern:

„Nu, 's Lindental is wohl nicht?“

„Das ist doch kein Wald.“ sagte sie.

„Nu, das is genau so gefährlich wie jeder andre Wald,“ wurde geantwortet, „da kann sonstwas drin passieren.“

„Da würde ich um Mitternacht noch durchgehen, ohne Angst zu haben, daß was passiert. Wetten, daß ich nicht mal angesprochen werde?!“

„Die Wette würde ich wohl gewinnen.“

„Gut: wetten wir! Um was?“

„Um zwei Tafeln Schokolade.“

Und sie ging wirklich durch das Lindental, zwar nicht um Mitternacht, aber ungefähr um neun. Es war eine warme und helle Nacht, und das Lindental duftete bezaubernd nach Knoblauch. Dienstmädchen und Soldaten wandelten fest umschlungen die verschwiegenen Wege.

Sie schritt gelassen, kühl bis ans Herz hinein. Kein Mensch schien das Bedürfnis zu spüren, ihre Bekanntschaft zu machen. Schon hatte sie den gefahrvollen Weg fast hinter sich und den Rand des Parkes erreicht, da kam ihr wer entgegen. Sie wußte nicht, ob Mann, ob Frau; denn sie sah keinen Menschen an. Er ging vorüber, wie die andern vorübergingen. Aber hinter sich im Dunkeln hörte sie plötzlich den Schritt stocken. Auf das Geräusch hin drehte sie sich um: ein Mann —; und bereute es sofort, denn er hatte, wie Männer sind, alsbald den Kurs gewechselt und stieg ihr nach.

Das Schicksal nahm seinen Lauf, und schließlich sprach er sie an. Etwas unbeholfen und holperig geschah das. Es kam ihr, offen gesagt, unaussprechlich albern vor.

Und dann folgte das bekannte Gespräch, wobei sie ein wenig schnippische Antworten gab, was er aber nicht merkte.

Und dann tauschte man — er wollte es — die Namen.

Und dann fragte er:

„Was tun Sie so?“

„Ich studiere Gesang.“

„Endlich finde ich wen, der mir meine Lieder singen kann!“ rief er begeistert.

„Ihre Lieder? Komponieren Sie?“

„Nein, ich besitze einen Band Morgenstern-Lieder, die mir bisher niemand hat singen können. Kennen Sie Christian Morgenstern?“

Sie kannte Christian Morgenstern.

„Und Christel Lahusen, den Komponisten?“

Christel Lahusen, den Komponisten, kannte sie nicht.

„Aber: Das Mondschaf stand auf weiter Flur — das kennen Sie doch?“

Das auf weiter Flur stehende Mondschaf kannte sie wieder.

Auf Grund solcher Bekanntschaften knüpfte sich zwischen den beiden nächtlichen Lindentalspaziergängern eine Freundschaft die zur Folge hatte, daß sie ihrer Wirtin die zwei Tafeln Schokolade geben mußte und er sie am folgenden Tage besuchte, die Morgensternlieder von Lahusen unterm Arm. Die Wirtin schrie Zeter wegen der Moral. Ihm war es gleichgültig. Ihm kam es einzig darauf an, seine Lieder zu hören.

Auf Grund dieser Morgenstern-Lieder-Singerei, zu der er übrigens nicht übel, die Begleitung spielte, kam es zwischen den beiden zur Ehe.

Sie gab ihr Gesangsstudium auf. Der Lehrer war entsetzt. „Dafür habe ich...“, begann er; aber sie blieb dabei, und der feine, weiße, vielversprechende Bogen mit dem Engagement nach Breslau flog in den Papierkorb.

In den ersten Jahren sang sie ihm die Morgenstern-Lieder.

In den folgenden mußte sie sie für Geld im Kabarett singen.

Dann ließen sie sich scheiden.

Dann kam es zu Alimentationsprozessen für die Kinder.

Dann verlangte er sein Eigentum heraus: Bücher, Oberhemden, alte Jahrgänge längst entschlummerter Zeitschriften, Operettennoten; und zuletzt: die Morgenstern-Lieder von Lahusen. Denn er hatte inzwischen wieder geheiratet, und auch sie... sang

„Sehen Sie,“ sagte die Wirtin, die sie einmal in der Stadt traf, „Sie haben mir damals nich' glauben wollen: „'s Lindental is doch gefährlich!“

Macht der Gewohnheit

Von N. Karpow.

Max schlug mir gönnerhaft auf die Schulter und rief lachend: „Du bist arbeitslos? Ja, warum schweigst du denn, du komischer Kauz? Du hättest mich doch anrufen können, die Sache wäre in einem Augenblick erledigt gewesen! Es ist noch gut, daß ich dich zufällig getroffen habe. Wenn du willst, so rufe ich gleich Semjonow oder Petrow an. Uebrigens, du beanspruchst ja nur einen bescheidenen Posten als Buchhaltergehilfe? Wegen solcher Kleinigkeiten lohnt es sich nicht, sie zu belästigen. Weißt du was? Ich gebe dir eine Empfehlung an Mischutnikow mit. Er ist Direktor des Fußmattentrusts. Ein guter Freund von mir. Er wird für mich alles tun.“

Wir gingen in die nächste Kneipe. Max nahm seinen Füllfederhalter und ein hübsches Notizbuch aus der Tasche und schrieb einige Worte auf einem Zettel:

„Lieber Genosse Mischutnikow. Der Vorzeiger dieses ist ein alter Freund von mir. Stelle ihn doch bitte als Buchhaltergehilfen in Deinem Bureau an. Er ist ein ausgezeichneter Arbeiter und nur infolge von Intrigen abgebaut. Mit freundlichem Gruß Dein Dich liebender Max.“

Von Hoffnungen beseelt, begab ich mich im Eilschritt nach dem Fußmattentrust. Der Direktor empfing mich sehr liebenswürdig, las den Zettel, runzelte die Stirn, als ob er sich an etwas erinnern wollte und bestürmte mich mit Fragen:

„Wo haben Sie früher gearbeitet? Sie waren Buchhaltergehilfe? Ausgezeichnet! Haben Sie Empfehlungen? Ausgezeichnet! Besuchen Sie die Börse? Sehr gut. Gehen Sie zum Sekretär."

Er versah mein Gesuch mit einer kurzen Anweisung und ich erhielt einen Posten. Alles ging wie am Schnürchen. Der Direktor grüßte mich stets sehr liebenswürdig, scherzte freundschaftlich mit mir und bezeugte mir auf jede Weise sein Wohlwollen. Dank dieser offen zur Schau getragenen Gunst des Direktors behandelten mich die Kollegen mit außerordentlicher Achtung und ich träumte schon von dem hohen Posten eines Oberbuchhalters.

Nach etwa zwei Monaten kam plötzlich Max ganz unerwartet zu mir ins Bureau. Der arme Kerl sah schlecht aus. Seine einst so glänzende Jimmyschuhe waren brüchig geworden. Der Mantel sah recht abgetragen aus, seine Beinkleider waren unten mit langen Fransen verziert und von der früheren Bügelfalte war keine Spur mehr vorhanden. Sein Gesicht war grau und unrasiert.

„Was ist geschehen?" fragte ich besorgt.

„Abgebaut!" erwiderte Max düster und setzte sich an meinen Tisch. „Alles durch Intrigen. Bin schon seit zwei Monaten arbeitslos."

„Ja aber wieso denn? Bei deinen Verbindungen?" staunte ich.

„Verbindungen?" lächelte er bitter. „Ja, was hab' ich denn davon? Ich kann mich nicht erniedrigen! Für andere kann ich wohl den Rücken krümmen, aber für mich selbst . . . Ich habe einen verteufelten Charakter. Irgendeinen sechzehnjährigen Burschen kann ich zum Fabrikdirektor machen, irgendeinem Boten, der kaum lesen und schreiben kann, kann ich jeden Augenblick den Posten eines Abteilungsleiters des Kommissariats für Volksaufklärung verschaffen, aber für mich selbst kann ich keinen Finger rühren!"

Er schwieg, rückte näher zu mir heran und flüsterte mir ins Ohr:

Hör' mal, habt ihr nicht irgendeinen Posten frei? Ich stelle ja keine hohen Ansprüche. Ich wäre ja für den Anfang auch mit dem Posten eines Rechnungsgehilfen oder Kontoristen zufrieden . . ."

Ich öffnete schon den Mund, um ihm den Rat zu geben, sich doch persönlich an seinen alten Freund, meinen Direktor, zu wenden, als die Tür zu dessen Arbeitszimmer sich öffnete und er selber auf mich zutrat:

„Bitte, Genosse, wollen Sie so freundlich sein, mir Auskunft über die Vorschüsse zu geben, die unsere Mitarbeiter im laufenden Jahre erhalten haben."

Anstatt aufzuspringen, wie es sich gehörte, blieb ich wie versteinert auf meinem Stuhl sitzen und starrte abwechselnd Max und den Direktor an. Ich hatte erwartet, daß sie sich freudig begrüßen würden — aber nichts desgleichen geschah. Max verbeugte sich schweigend und der Direktor begnügte sich mit einem leichten Kopfnicken. Schließlich gab ich ihm die gewünschte Auskunft und der Direktor verschwand in seinem Zimmer.

„Max!" begann ich, während ich mißtrauisch zu ihm hinblickte, „Max, was soll das bedeuten?"

„Gar nichts soll das bedeuten!" erwiderte Max kaltblütig. „Deinen Posten hast du doch auf meine Empfehlung hin erhalten? Genügt dir das nicht?"

„Ja, aber du mußt doch zugeben, daß dies alles sehr seltsam ist," stotterte ich verwundert.

„Es ist keineswegs seltsam. Es hängt nur mit der Macht der Gewohnheit und der Kenntnis der menschlichen Psychologie zusammen", lächelte Max herablassend. „Du warst arbeitslos und ich wollte dir helfen. Ich schrieb einige Worte an einen mir völlig unbekannten Menschen, da ich mit Recht annahm, daß er mindestens zwei Dutzend guter Freunde hat, deren Namen er zum Teil gar nicht kennt. Wenn er meinen Brief erhält, runzelt er die Stirn und glaubt, daß einer dieser Freunde geschrieben hat und wie soll man die Bitte eines Freundes nicht erfüllen? Macht der Gewohnheit! Da ist nichts zu machen? Hast du mich verstanden?"

Ich hörte schweigend zu und starrte ihn verdutzt an. Plötzlich beugte er sich zu mir herüber und flüsterte:

„Saß mal auf, der Direktor des Kohlentrusts heißt, glaube ich Buketow? Warte mal. Ich habe in meinem Notizbuch die Adressen aller höheren Beamten vermerkt. Ja, es stimmt, er heißt Buketow. Sei so gut, schreib ihm einige Zeilen, er möge mir den Posten eines Kontoristen geben. Vielleicht klappt die Sache."

Apotheker und Klavierstimmer

Es war einmal ein Apotheker. Der hatte ein schönes Haus und darin einen Laden, in welchem viele blitzblanke Gefäße aus Glas und Porzellan, fein säuberlich in Reihen aufgestellt, die Wände bedeckten und aus gläsernen Schränken hervorleuchteten. In diesen Gefäßen waren allerhand Wundermittel verborgen, wie solche die Heilkundigen der ganzen Welt aus Kräutern und Mineralien zur Linderung von Leiden herzustellen pflegen. Denn das Leid beherrscht die Menschheit. Den ganzen Tag war ein Kommen und Gehen in diesem Laden von solchen, denen es an irgend etwas betreffs ihrer Gesundheit gebrach oder die für Verwandte und Hausgenossen, die daheim auf dem Krankenlager stöhnten, eine Mixtur, eine Latwerge oder ein letztes Betäubungsmittel erstanden. Der Apotheker erblickte, wie in einem vom Teufel gemalten Bilderbuch, auf diese Art fast alle menschlichen Leiden, vom lästigen Schnupfen angefangen bis zu den entsetzlichen Zerstörungen der Schwindsucht, des Krebses, der fallenden Sucht oder des mit Verderben heimgesuchten Geschlechtstriebes. Er sah die Krankheiten jeden Alters, die kleinen Qualen des Säuglings und die Not der stillenden Mütter, die vielen Krankheiten der Schuljugend und die Plagen des Greisentums. Vor seinen Augen enthüllten sich jene Leiden, die von der Gefräßigkeit der Reichen herrührten und die aus der Armut entstanden, aus der Unsauberkeit und Verwahrlosung. So wurde er mit dem Unglück der Menschen vertraut, das maßlos ist wie der Ozean und vielfältig wie ein üppig wuchernder Garten. Seine Kassen füllten sich von den Pfennigen und Markstücken der Bresthaften, von denen sein Laden den ganzen Tag über voll war, wie der eines Bäckers oder Metzgers. Er war ein Mann, dem es gut ging und der Ansehen im Rate der Stadt genoß.

In einer Mansarde seines Hauses wohnte ein armer Klavierstimmer. Dieser Mann, dem es schlecht ging, lebte im Gegensatz zum Apotheker von den Freuden seiner Mitmenschen. Aber man weiß, daß die Freude nur ein Honigtröpfchen in einem Becher voll von Bitternis ist, und so war sein Verdienst schmal genug. Seine Kunden, das waren jene Menschen, die, wenn sie von des Tages Mühe und Not sich ein wenig erholen wollten, aus den Saiten des Klaviers Töne der Vergessenheit hervorzauberten. Da seufzten sie zärtlich mit dem lieblichen Amadeus Mozart, sangen tiefbeseelte Lieder mit dem göttlichen Schubert oder fühlten sich als Heroen, hoch über dem Getriebe des Alltags, mit dem donnernden und überirdisch grollenden, dann wieder in Liebe dahinschmelzenden Beethoven. Die Saiten lockerten sich mit der Zeit bei solchem Tun, und dann rief man den Klavierstimmer, der die Saiten anspannte, die Harmonie wieder herstellte, die alle jene gehetzten Menschen mit der Weltseele verband. Ja, Harmonie herzustellen war der Beruf des armen Klavierstimmers, wofür er nur einen kärglichen Lohn erhielt.

Der Mann, der von der Harmonie sein bescheidenes Dasein fristete, war dem Mann, der von den Leiden der Menschen reich geworden war, einen kleinen Teil der Miete schuldig geblieben. Der arme Mann flehte um Nachsicht, seine Frau liege schwerkrank im Spital, die Ausgaben seien ihm über den Kopf gewachsen, und wenn der reiche Apotheker sich nur noch eine Weile gedulde, so würde er ihm die schuldige Summe nachzahlen. Sein Flehen war umsonst. In der Weihnachtswoche, bei bitterem Frost, wurde der arme Mann aus seiner Wohnung geworfen, und da konnte er nun auf der Straße, die von vielen mit Paketen beladenen Menschen erfüllt war, sich am Anblick seines kümmerlichen Hausrats, das sein Schicksal teilte, herzinniglich erlaben.

„Wie kann ich zur Harmonie gelangen?" dachte der Klavierstimmer, während er, vor Frost und Hunger bebend, obdachlos, vor seinem Hausrat hin und her irrte. „Als ich gestern „Freude, schöner Götterfunken" auf den Tasten klimperte, um die Reinheit eines Instruments zu erproben, da spürte ich einen Hauch der göttlichen Liebe." Und er erinnerte sich der Worte: „Es geht eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in den Himmel kommt." Alles Leid der Welt reicht nicht aus, ein versteinertes Herz zu erweichen. Und wenn ich der Liebe nicht hätte, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Zahlreiche Menschen auf der Straße hatten sich neugierig und ein wenig mitleidig um den Halberfrorenen angesammelt. Da ein Apotheker zu Weihnachten auch schöne Wohlgerüche und kostbare Salben zur Hautpflege verkauft, so war es nicht angenehm, den lästigen Ankläger dort unten zu sehen. Der Apotheker öffnete ein Fenster seiner neben dem Laden gelegenen Wohnung und schrie dem hinausgeworfenen Mieter zu, er möge sich endlich davonmachen. Aus der Wohnung tönten die kreischenden Klänge eines Grammophons, das die Tochter des Apothekers angedreht hatte: „Stille Nacht, heilige Nacht". Aber der arme Klavierstimmer dachte: „So viel Disharmonie in der Welt geht über meine Kräfte. Es ist wohl wirklich höchste Zeit, daß ich auf und davon gehe, und zwar für immer."